

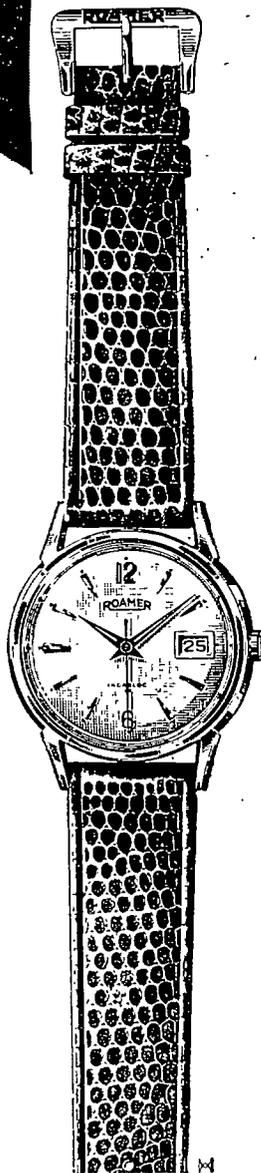


Bewundert auf der
ganzen Welt ...
Roamer
die führende
schweizer Markenuhr!

Die 12 ROAMER-Pluspunkte:

- Flache, elegante Form
- Präzision
- Wasserdicht bis zu 100 m Meerestiefe
- Kein Kondenswasser-Niederschlag, auch nicht bei krassem Temperaturwechsel
- Vierfach patentierte, genial einfache Schale
- Edelstahlgehäuse
- Unerhört strapazierfähig, schweiss- und schmutzunempfindlich
- Antimagnetisch
- Stossesichert
- Unzerbrechliche Feder
- Ultrasonic- und Epilamic-Treatment
- Reparaturdienst in 137 Ländern

ROAMER



Verfilmung selbst im Ausnahmefall nicht akzeptabel: Der Verfremdungseffekt, konstatierte er, sei eine Sache des Theaters. Das Kino könne den „künstlerisch doppeldeutigen Zuschauer“ nicht brauchen: „Es will ihn ganz oder es hat ihn gar nicht. Hier wird er in drei langen Stunden im Kino immer wieder aus der Illusion entlassen. Die drei Stunden werden ihm so wie sechs.“

Konterte „Mutter Courage“-Regisseur Wekwerth: „Luft ist halt ein Feuilletonist. Er hat weder Brecht noch unseren Film verstanden.“

Wekwerth verwies zudem darauf, daß der Verfremdungseffekt vom Film erfunden worden sei.

„Im ‚Großen Diktator‘ beispielsweise macht Chaplin aus Hitler einen Hanswurst. Wenn das keine Verfremdung ist, weiß ich nicht, was darunter zu verstehen ist.“

Daß der Brecht-Film publikumswirksam sei, wagten indes selbst die sowjetzonalen Filmschaffenden nicht zu behaupten. In einer nach der Premiere einberufenen Pressekonferenz beschäftigten sie sich damit, Reklame-Schlagzeilen zu entwerfen („Jeder einmal bei Mutter Courage im Kino“), und Mutter - Courage - Darstellerin Helene Weigel gestand: „Wir wissen nicht, ob unser Film dem Publikum gefällt. Es wird sich zu ihm hinraufen müssen.“

Besonders rauflustig zeigte sich das Publikum bislang nicht. Bereits sieben Tage nach der Premiere wurde „Mutter Courage und ihre Kinder“ aus dem zentral gelegenen Uraufführungskino in ein Lichtspielhaus des Ostberliner Außenbezirks Friedrichsfelde verbannt.



Wekwerth

FERNSEHEN

ZWEITES PROGRAMM

In der Klemme

Besucher der „Freies Fernsehen GmbH“ in Frankfurt müssen seit kurzem auf vorgedruckten Kontrollzetteln vermerken lassen, über welches Thema sie mit wem zu plaudern wünschen. Der Zeitpunkt des Eintritts in die Direktions-Etage wird ebenso exakt vermerkt wie die Minute des Abgangs.

Mit diesem Kontrollsystem sollen undichte Stellen verstopft werden, durch die unliebsame Nachrichten in die Öffentlichkeit sickern könnten. Denn seit der Verkündung des Karlsruher Fernseh-Urteils (SPIEGEL 11/1961) befindet sich die Gesellschaft in einer mißlichen Situation. Die Frankfurter Vorbereiter des Kanzler-Programms haben 120 Millionen Mark investiert und verfügen nun über eine reichhaltige Programmreserve, mit der sich vorerst nichts anfangen läßt.

Gestützt auf den Bonner Auftrag, schleunigst ein zweites Fernsehprogramm zu erstellen, haben die Manager des Freien Fernsehens mit beachtlichem Eifer einen Sende-Vorrat von rund 450

HALB UND HALB

In der vorvergangenen Woche wurde das Weichbild vieler deutscher Städte auf zwiefache Weise verschönt. Einmal durch den Sonnenschein des Frühlenzes, zum anderen durch die Mienen der Funk-Intendanten, die, das Viertel von Karlsruhe in den Aktentaschen, wohlbeflügelt fürbaß federten; hier einen Händedruck, dort ein Scherzwort tauschend.

Stunden sie nicht bereits im zweitbesten Alter, sie hätten, wie einstmals der Sendbote von Marathon, die Arme angewinkelt und der Welt im Laufschrift zu wissen getan: „Wir haben gesiegt!“

Ihr Frohmut war so überschäumend, daß mancher von ihnen seine Vorstellung von einem zweiten TV-Programm spontan aus der Manschette zauberte: „Kulturell anspruchsvoller und profilierter“ soll es sein und „die bayrische Landespolitik stärker als bisher berücksichtigen“, tönte es aus dem Süden. Im Norden erscholl es nicht minder göckelstolz: „Wir haben alle Vorbereitungen getroffen.“ Und: „Es ist klargestellt, daß der Norddeutsche Rundfunk in seinem Sendebereich allein Programme ausstrahlen darf.“

Die Woche darauf war die Stimmung schon weniger ausgelassen, denn — wie es so geht im öffentlich-rechtlichen Leben — man hat auch sein Päcklein Sorgen. Zumal, wenn man sich genötigt sieht, statt des Triumphator-Lorbeers die Initiative zu ergreifen. „Als Märtyrer des Kanzler-Fernsehens“, begann es unseren TV-Provinz-Herzögen zu schwanen, „hätten wir vielleicht ein bequemerer Auskommen gehabt.“

So total hatten sie nämlich gar nicht siegen wollen.

Zum Trost sei ihnen in Erinnerung gebracht: Nicht sie haben in Karlsruhe triumphiert, sondern die Länder. Deshalb besteht seitens der Anstalten so wenig Grund zur Euphorie, wie unsererseits Grund besteht, ihnen als Anerkennung jenes Ruhe-kissen unterzuschieben, das sie „Kontrastprogramm“ nennen.

Unter „Kontrast“ versteht der arglose Fernsehteilnehmer: Wenn auf Schiene A „Hamlet“ gegeben wird, will ich auf Schiene B den Kulenkampff empfangen können.

Der listige Monopol-Veranstalter aber denkt so: Während auf Schiene A der Willy Millowitsch kaspert, werde ich auf Schiene B spielend meinen profilierten Kulturverschnitt los oder, falls es zu einer regionalen Lösung kommt, mein Chiemgauer Jodel-Quartett. Und was das Schönste ist: Keiner kann protestieren. Weil es sich doch, sobald zwei Programme zur Auswahl stehen, um eine reine Geschmacksfrage handelt.

Telemann, der in vielen Fernsehjahren erlebt hat, wohin es führt, wenn zwischen TV-Erzeugern und TV-Verbrauchern Mißverständnisse obwalten, möchte mit Deutlichkeit darlegen: Wir Zuschauer wollen kein kontrastierendes, wir wollen ein zweites Programm. Genauer: ein an-

deres. Noch genauer: Wenn die Arbeitsgemeinschaft des Ersten Fernsehens glaubt, wir hätten sie gebeten, sich mit Gründerplänen zu tragen, dann irrt sie. Das Gründen ist Sache der Bundesländer.

Was soll nun gegründet werden?

Am besten ein Netzwerk voller Überraschungen; als da sein müßten: Direktoren, die in der Kunst der Selbstzufriedenheit noch unerfahren sind; Abteilungsleiter, die sich vorzustellen vermögen, daß es noch andere Formen des Fernsehens geben könnte als die bekannten; Autoren, Regisseure, Reporter, die ihre TV-Kenntnisse nicht beim Hörfunk erworben haben.

Weil aber die Länderregierungen froh sein werden, daß sie sich auf ihre bewährten Fachkräfte stützen können, mag es zweckvoller sein, der zweitbesten Lösung das Wort zu reden. Sie heißt: Fortpflanzung durch Teilung.

Rezept: Man nehme die vorhandenen neun Fernsehstationen und bilde daraus zwei Sendergruppen; dergestalt, daß jede Gruppe ein Gebiet zusammenschließt, auf dem sich Traditionen, Lebensgewohnheiten und angestammte Überzeugungen weitgehend ähneln. Also Berlin, Hamburg, Bremen, Frankfurt kontra Saarbrücken, Köln, München, Stuttgart, Baden-Baden. Beide Programme müßten allerseits einwandfrei zu empfangen sein.

Vorteile:

- ▷ Rudimentäre Reste der „deutschen Zwietracht“ würden sich in fruchtbaren Wetteifer wandeln.
- ▷ Die Provinz-Meierei würde aufhören, weil jede Gruppe den Ehrgeiz hätte, vor den Abonnenten der anderen zu bestehen.
- ▷ Es könnte sinnvoller produziert werden. Will heißen: Die Tatsache, daß es in Baden-Baden ein Stadttheater gibt, brauchte für den Südwestfunk nicht länger der Anlaß zu sein, Fernsehspiele auszustrahlen.
- ▷ Es gäbe keinen Pflicht-Karneval mehr.

Natürlich hätte die Lösung auch ihre Kehrseite: Wir würden statt des ersehnten neuen vorerst ein zerteiltes altes Fernsehen serviert bekommen; mit denselben Gesichtern, demselben Reglement, denselben Führungskräften.

Indes, wer die biologischen Gesetze kennt, der weiß: Statt des einen würden zu guter Letzt sogar zwei neue TV-Programme zur Auswahl stehen. Denn mag eine Sendegemeinschaft noch so mildherzig sein — wenn sie merkt, daß ihre ätherischen Mühen weniger Beachtung finden als die der Konkurrenz, wird auch sie sich nach anderen Gesichtern, anderen Regeln und anderen Führungskräften umsehen.

Merke: „Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder“ (Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay, „Der Esel und die drei Herren“).

Eine Meereskur aus der Tube machen Ihre Zähne mit Selgin. Selgin — das ist die kompromißlose Zahnpasta für alle Menschen, die ihre Gesundheit und Zahnpflege ernst nehmen. Kompromißlos, weil diese Zahnpasta in Geschmack, Wirkung und Gebrauch völlig neue Wege geht. Wie ein Atemzug klarer, reiner Meeresluft schmeckt Selgin: herb und leicht salzig.

Eine Meereskur für Ihre Zähne

Und Selgin ist gesund wie das Meer, denn die in dieser Zahnpasta wirksamen Meer- und Mineralsalze entziehen dem Zahnfleisch auf dem Wege der Osmose überschüssige Gewebeflüssigkeit. Es wird straff und fest, und die Zähne sind immer herrlich weiß. Selgin schäumt nicht! Sie können deshalb reichlich Selgin auf die Zahnbürste auftragen. Dadurch verstärken Sie die Selginwirkung. Das Zahnfleischbluten hört auf. Schon nach kurzer Zeit der Gewöhnung werden Sie sagen: ich bleibe bei

Selgin

Die kompromißlose Zahnpasta

DM 1,-



Konservierte Kalanag-Schau: Weder bessere Stücke ...

Programmstunden zusammengerafft. Auf die Frage, was denn mit diesen Bildschirmschätzen nun geschehen solle, pflegen die Frankfurter Fernsehleute trutzig zu antworten: „Wir veranstalten keine Auktion, sondern halten das Material zusammen.“

Inwieweit sich überhaupt verkaufen ließe, was das Freie Fernsehen unter der Devise „Wir möchten gern-gesehener Gast in unseren Familien sein“ (Chefredakteur Dr. Konrad Kraemer) produziert hat, ist eine in der Unterhaltungsbranche fleißig diskutierte Frage. Der Intendant des Norddeutschen Rundfunks, Dr. Hilpert, verlautbarte: „Nicht alles wird schlecht sein.“ Und der den Konservenfabrikanten durchaus wohlgesonnene Programmbeirat der

(nunmehr verbotenen) Adenauer-Fernseh GmbH hatte bei einer Inventur der Frankfurter Vorratslager schon vor einiger Zeit erkennen müssen, daß zumal die Unterhaltungssendungen durchaus nicht alle gut geraten waren.

Offenbar fasziniert von der Zählebigkeit der Schölermann- und Hesselbach-Familienserien sowie der Millowitsch-Scherze des Ersten Programms, hatten die Planer des Freien Fernsehens gleich dutzendweise ähnlich betuliche Bilderwerke zubereitet. So ließen sie sich von Artur Brauners Berliner TV-Union dreizehn halbstündige Eheposen („Meine Frau Susanne“) fertigen, in denen Filmschaffende wie Claus Biederstaedt und Heidelinde Weiß der ehelichen Liebe Lust und Leid durchleben.



... noch bessere Stars: Konservierte Jürgens-Schau*

Sie polierten Volksstücke wie „Krach im Hinterhaus“, „Mein Leopold“, „Kater Lampe“ oder „Hunderttausend Taler“ auf und weckten auch Familienschwänke von Ludwig Thoma, Anzengruber und Rosegger ein.

Ebenso bemüht waren die Produzenten des Freien Fernsehens, andere Säulen des Ersten Programms nachzugestalten. Für das im Dutzend aufgelegte Kulenkampff-Pendant „In der Klemme“ heuerten sie den englischen Fernseh-Quizmaster John P. Wynn an, sie modellierten einen Anti-Grzimek („Aus den Zoologischen Gärten“) und entwarfen ein Gegenstück zu Werner Höfers Frühschoppen-Plaudereien.

Und was den Rundfunkanstalten der Astronom Dr. Kühn und der Professor Khuon bedeuten, sollten der Archäologe Boehringer mit seiner Sendereihe „Auf Alexanders Spuren“ und der schriftstellernde Mediziner Dr. Deich mit der Serie „Hier spricht der Hausarzt“ für das Zweite Programm werden. In einer TV-Serie sollte sich auch der Darsteller Curd Jürgens präsentieren.

Um den Fernsehzuschauern darüber hinaus Unterhaltungsstoff zu bieten, dessen sie bislang weitgehend entraten mußten, hatte die Geschäftsführung des Freien Fernsehens den Variété-Veteranen Dr. Helmut Schreiber („Kalanag“) engagiert und ihm freie Hand gelassen, all die verstaubten Revue-Scherze („Kalanag und der Indische Seiltrick“, „Kalanag-Cocktail“, „Konfusion um Kalanag“) zu beleben, mit denen er 14 Jahre lang durch die Lande gereist war. Indes, diese bereits als „Schlager des Zweiten Programms“ angekündigte Scherz-Serie (13 Sendungen) mißfiel dem Bonner Programmbeirat so sehr, daß heute unklar ist, ob des Zauberkünstlers vertragliche Bindungen an die „Freies Fernsehen GmbH“ bestehen bleiben werden.

Auch von 15 konservierten Fernsehspielen mochten sich die Frankfurter Programmplaner mehr versprochen haben. Als sie das Drama „Der Tag vor der Hochzeit“ des amerikanischen Stückeschreibers Anthony Spinner (Chefdramaturg Dr. Eckert: „Absolute Spitzen-gruppe“) einem Kreis von Fachkritikern vorführten, waren sich die Rezensenten einig im Verriß: „Die sendefertige Fassung des Spiels“, urteilte „Die Welt“, „ist 81 Minuten lang. Mindestens 71 Minuten zu lang.“ Und die Frankfurter „Abendpost“ schrieb: „Noch kein Kraut gegen Langeweile. Bis jetzt haben die ‚Freien‘ jedenfalls weder bessere Stücke noch bessere Stars.“

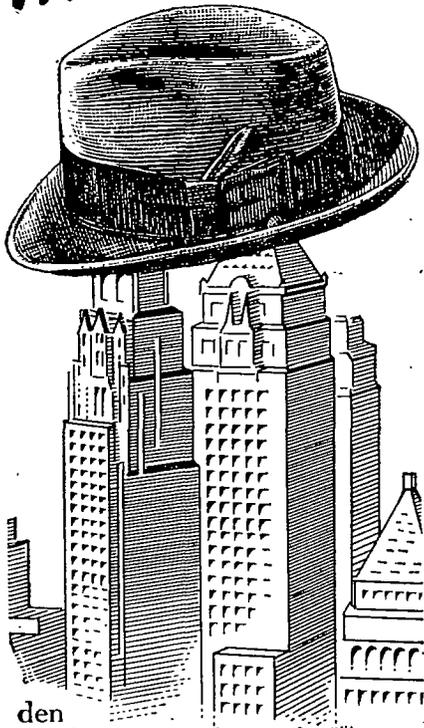
Lediglich die gleichfalls servierte Probe aus der eingemachten Serie „Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück“ und die von der Bertelsmann-Fernsehproduktion gekurbelte Liebesgeschichte des Stefan Andres („Die Hochzeit der Feinde“) errangen Achtungserfolge.

Den Zuschauern des Zweiten Programms sollte freilich nicht nur Kurzweil und Belehrung, sondern zudem perfekte Aktualität geboten werden. Schon vor Monaten hatten die Frankfurter Planer eine Tochtergesellschaft gegründet, der es oblag, als Gegenstück zur „Tagesschau“ des Ersten Programms eine umfassende „Welt-schau“ zu präsentieren.

So übten sich seit Dezember vergangenen Jahres Dutzende von Kameraleuten und Fernsehreportern unter der

* Links. Hildegard Knef.

Man hat ihn-



den
MANHATTAN

Überall in der Welt,
wo gepflegte und kultivierte
Kleidung eine Selbstverständ-
lichkeit ist, gehört „er“ dazu:

Der MANHATTAN -
ein Hut von Welt,

dezent und elegant, ange-
nehm im Tragen. SILK-REED
im Leder macht das Aufsetzen
und Abnehmen noch beque-
mer und sorgt für guten Sitz.
Das besondere Geheimnis
des MANHATTAN
mit SILK-REED:

Er hinterläßt keinen „Stirn-
streifen“.

Prämiert auf der großen
Herrenhut-Modewahl in Köln.

WEGENER
Hüte



Erhältlich in guten Fachgeschäften

Anleitung des Wochenschaumannes Gerhard Réiche in der Jagd nach Aktualitäten. Fernsehsprecher Dr. Wingenroth: „Manches kann man sicher für spätere Feature-Sendungen verwerten.“

Zwar lassen es die Programm-Strategen des Freien Fernsehens nicht an Bekundungen fehlen, daß die Gelder nutzbringend verwandt worden seien (Wingenroth: „Alles, was bisher ausgegeben worden ist, hat einen echten Gegenwert“), doch wurden mittlerweile in der Branche auch andere Rechnungen aufgemacht. „Trotz einer Investitionssumme von mehr als hundert Millionen Mark“, wußte die „Frankfurter Rundschau“ zu berichten, „wird der Verkaufswert der bisher produzierten ‚Fernsehkonserven‘ von Fachleuten nur auf vier Millionen Mark geschätzt.“

Freundlicher beurteilte der Chef der Unterhaltungsabteilung des Norddeutschen Rundfunks, Henri Regnier, das Werk der Frankfurter Fernsehleute: „Ich bin fest davon überzeugt, daß sie eine ganze Menge gute Sachen gemacht haben. Das sind doch keine Idioten.“

MEDIZIN

GEBURTENKONTROLLE

Mit Tabletten

In den Konsultationsräumen amerikanischer Gynäkologen wird seit einigen Wochen ein merkwürdiges Spiel ausgetragen: Patientinnen bitten um Medikamente, obwohl sie sich nicht krank wähnen; und die Ärzte verzichten darauf, die Frauen zu untersuchen.

Verlangt werden Tabletten, die — nach den pharmazeutischen Instruktionen — einer drohenden Fehlgeburt vorbeugen oder, in bestimmten Fällen weiblicher Sterilität, „die Voraussetzung für die Empfängnis schaffen“ können. Arzt wie Patientin wissen jedoch, daß die Tabletten außerdem geeignet sind, gerade das Gegenteil zu bewirken — die Empfängnisverhütung.

Die Tabletten zur oralen Empfängnisverhütung — „Enovid“ der Firma G. F. Searle & Co., „Norlutin“ der Firma Parke, Davis & Co. — sind zwar schon seit einiger Zeit im Handel, doch der hohe Preis von 11 Dollar (44 Mark) für eine Monatsration verhinderte bislang den Massenkonsum. Der Run auf die Gynäkologen setzte erst ein, als eine der beiden heftig konkurrierenden Firmen den Preis im vergangenen Monat auf 3,50 Dollar (14 Mark) herabsetzte. „Die orale Empfängnisverhütung“, konstatierte ein Arzt in dem angesehenen „Journal of the American Medical Association“, „ist eine vollendete Tatsache geworden.“

Und das amerikanische Nachrichtenmagazin „Time“ unterwies seine Leser, die Tabletten-Kur könne „plumpe und peinliche ältere Methoden“ der Empfängnisverhütung ersetzen. Allerdings: „Was die ethische Seite angeht, so werden die Pillen erneut stürmische Kontroversen auslösen.“

Als Initiator und stärkster Förderer der oralen Kontrazeptionsmethode gilt der heute 57jährige Forschungschef der Worcester Foundation für experimentelle Biologie im US-Staat Massachusetts, Dr. Gregory Pincus.

Angeregt durch Studien über die Fruchtbarkeit von Labor-Tieren, hatte Pincus vor zehn Jahren, gemeinsam mit

dem Harvard-Gynäkologen Dr. John Rock, ein umfangliches Forschungsprogramm eingeleitet. Die Wissenschaftler fahndeten nach Substanzen, die derart auf das Hormonsystem des weiblichen Körpers einwirken, daß die Konzeption unterbleibt.

Das Interesse der Forscher konzentrierte sich zunächst auf das Geschlechtshormon Progesteron, das (wie die Biologen längst wußten) im weiblichen Organismus eine wichtige Regulationsaufgabe erfüllt: Es wird vor allem während der Schwangerschaft abgesondert und verhindert das Reifen der Eizellen.

Den Forschern war klar, daß die künstliche Zufuhr von Progesteron außerhalb der Schwangerschaftsperiode genau denselben Effekt haben würde. Praktische Konsequenzen vermochten sie aus dieser Erkenntnis indes nicht



Hormonforscher Pincus, Pille
Nur schlucken

zu ziehen: Einmal erwies es sich als außerordentlich kostspielig, das Geschlechtshormon in den benötigten Mengen zu gewinnen; zum anderen stellte sich heraus, daß Progesteron, regelmäßig zur Empfängnisverhütung verabfolgt, bedenkliche Nebenwirkungen auslöst.

Ein Ausweg aus dem Dilemma eröffnete sich, als Pincus und Rock Substanzen entdeckten, die

- ▷ dem Progesteron chemisch und in der Wirkung ähneln,
- ▷ nur milde Nebenreaktionen auslösen,
- ▷ in geringerer Dosierung wirksam (und billiger) sind.

In den Slums von San Juan auf Puerto Rico testeten die Wissenschaftler ihre Präparate (SPIEGEL 40/1958). 838 Frauen schluckten Pincus-Pillen nach strenger Anweisung. An 20 Tagen im Monat mußten sie jeweils eine Tablette einnehmen.

Ergebnis: Keine der Frauen, die sich exakt an die Anordnung hielten, wurde